

Predigt zu Franz Kafka, „Das Schloss“. Predigttext: Lk 19,1-10

Liebe Schwestern und Brüder,

zu Beginn dieser Predigt möchte ich Sie einladen, für eine Minute in die Stille zu gehen. Und zu schweigen.

...

Warum habe ich das gemacht und Ihnen zugemutet?

Weil ich glaube, dass das Wesentliche, der Kern dessen, worum es in einer Predigt geht, letztlich nicht mit Worten gesagt werden kann.

Da sind wir ganzheitlicher dran beteiligt.

Ähnlich vielleicht, wie man den Kern dessen, worum es in Kafkas Stück „Das Schloss“ geht, letztlich mit Worten nicht aussagen kann.

I. „Das Schloss“ und seine Deutungshoheit

„Das Schloss“ – ein Roman, vielfältig interpretierbar. Auch noch unvollendet. Kafka hat das Stück irgendwie nicht zu Ende gebracht. Wer hat da Deutungshoheit?

Ich bin weder Kafka-Experte. Noch kenne ich mich ehrlich gesagt mit Tanztheater besonders gut aus. Obwohl sehr beeindruckt von der Aufführung war.

„Warum predigt der dann heute?“ mag sich jetzt vielleicht jemand fragen... Nun, in einer Hinsicht bin ich – wie jede und jeder von uns hier –Experte: Nämlich für das eigene Leben.

Das lebe nämlich nur ich. Und so möchte ich der Resonanz nachgehen, die dieses Stück in mir auslöste. In der dargebotenen Interpretation.

Dieses Stück hat mich berührt. Es hat mich berührt, gerade in dieser Interpretation:

Ein Stück wie „Das Schloss“, in wortlose Darstellung umgesetzt. Abgesehen von den wenigen gesprochenen Stellen, die der Dramaturgie geschuldet sind. Das Stück eines Schriftstellers, der ja eigentlich durch seine Worte und Gedanken, durch seine Sprache und seine Themen bekannt geworden ist und nachwirkt. Untermalt nur von grandioser Musik. Die die Stimmungen effektiv unterstrichen hat. Und so ganz anders wirkt als Worte...

Das Stück wurde im wahren Sinn des Wortes „verkörpert“. Durch großartige Darstellerinnen und Darsteller.

Und dadurch wurde es für mich verdichtet, mit Leben gefüllt. Mehr, als bei einer Lesung.

II. K. betritt die Bühne...

Gleich zu Beginn geschah dabei etwas für mich Bemerkenswertes.

Man kommt ja als Besucher in dieses Theater herein. Sucht seinen Platz. Meine Frau und ich waren noch nicht so oft im Münsteraner Theater. Also ließ ich erst einmal den Raum auf mich wirken. Man nimmt die Menschen links und rechts neben sich wahr. Entdeckt vielleicht das ein oder andere Detail der Innenausstattung. Sieht die Bühne. Davor den Orchestergraben. Wie ein Abstandhalter. Gut so: Wir sind Publikum. Und da vorne ist die Bühne. Da werden gleich die Schauspieler und Tänzer in Aktion treten. Die Musik spielt dazu. Das Stück beginnt. Zurücklehnen...

Doch dann steht plötzlich jemand mitten im Publikum auf. Ein Spot ist auf ihn gerichtet. Er klettert über die Rücklehnen der Stuhlreihen vor ihm. Und bahnt sich, unbemerkt von hinten kommend, zwischen den erstaunten, teils erschrockenen Zuschauern seinen Weg nach vorne. Landvermesser K. betritt die Bühne. Nicht durch den Bühneneingang. Er kommt mitten aus dem Publikum. Steigt durch den Orchestergraben. Und klettert auf die Bühne. Damit wird deutlich: Diese klare Trennung – hier Publikum, da Bühne – sie ist von vornherein aufgehoben. Da kommt einer aus unserer Mitte auf die Bühne. Und jeder und jedem ist es überlassen, wie sehr er und sie sich innerlich mit wagt. Wie sehr man in der reinen Zuschauerrolle bleibt. Wie sehr man aber auch ein Stück eigene Lebensgeschichte in Szene gesetzt sieht. Das Stück hat begonnen... Hier schon: Anders, als vermutet.

III. Chancenlos...

„Es war spät abends, als K. ankam. Das Dorf lag in tiefem Schnee. Vom Schlossberg war nichts zu sehen, Nebel und Finsternis umgaben ihn, auch nicht der schwächste Lichtschein deutete das große Schloss an. Lange stand K. auf der Holzbrücke, die von der Landstraße zum Dorf führte, und blickte in die scheinbare Leere empor.“

So beginnt Franz Kafka seinen Roman. Auf der fast dunklen Bühne: Dargestellt, verkörpert durch das Klatschen der Hände auf den Schultern. Und alles ist darin enthalten: Der Schnee. Die Kälte. Das Frieren. Die Dunkelheit. Einsamkeit. Müdigkeit.

Das ominöse Schloss ist nicht sichtbar. Und übt doch von Anfang an seine bedrückende Macht aus. Die das ganze Stück und damit das Leben der Menschen bestimmt. Das Schloss, oder gar diejenigen, die darin wohnen und herrschen, müssen gar nicht sichtbar werden. Die Machtstrukturen sind längst etabliert. Bis in jede Faser haben die Bewohnerinnen und

Bewohner des Dorfes den subtilen Machtanspruch des Schlosses verinnerlicht. Mit der Muttermilch aufgesogen. Und geben ihn weiter, leben ihn. Wahrscheinlich auch dann noch, wenn das Schloss längst verwaist und leer wäre. Längst dem Erdboden gleich...

Das ist das Umfeld. Und da steht er auf der Bühne. Es ist die Ankunft des fast namenlosen Landvermessers K... Fast namenlos. Das Kürzel bleibt.

Wie auch in Kafkas „Prozess“ wird der Protagonist nur mit diesem Kürzel bezeichnet. K.

Die Identifikation läuft nicht über den Namen. Sie läuft hier über die Berufsbezeichnung. Über die Tätigkeit. Landvermesser. So wird er immer genannt.

Welch eine Tragödie, dass K. gerade daran sein großes Scheitern erlebt. Dass er mit dem, was ihn vordergründig zutiefst ausmacht, nicht erkannt, nicht gewürdigt wird. K. wurde bestellt, so zumindest seine Version, als Landvermesser. Durch den Grafen Westwest persönlich gerufen. Und das ganze Stück handelt davon, dass er dieser Berufung hinterher läuft. Weil keiner ihm seinen Auftrag bestätigen will. Erst recht nicht das Schloss...

Damit fehlt ihm die Legitimation. Die Erlaubnis, sich überhaupt im Dorf aufzuhalten. Er gehört nicht dazu, bleibt ein Fremder, höchstens geduldet. Und letztlich fehlt ihm damit fast die Legitimation zum Dasein.

Auf der anderen Seite sind da die Beamten aus dem Schloss. Sie haben einen angesehenen Beruf UND einen Namen. So wird der Beamte Klammer zur Projektionsfläche für K.'s gesamte Sehnsüchte. Ihn will er erreichen. Wenn er nur IHN trifft, dann wird alles gut... Immer tiefer gerät K. so in ein angestrengtes Getriebensein. Mit jedem Schritt seiner Suche...

In diesem Spiel kann K. nicht gewinnen... Er ist von Anfang an chancenlos...

IV. Kein Ansehen ohne Arbeit?

Wie nah ist doch da schon die Bühne. In dieser Suche nach Anerkennung. Und sei es nur die Anerkennung, die wir über den Beruf erfahren. Wie nah ist doch da die Bühne des Lebens. Die immer bleibende Diskussion um Arbeitslosigkeit, auch hier in Deutschland. Selbst, wenn im Moment auf dem Papier sehr viele Menschen eine Beschäftigung haben. Das sind aber nur die harten Faktoren. Was aber ist mit den weichen Faktoren? Wie wird Arbeit gewürdigt? Wie angesehen oder wenig angesehen sind nicht die sogenannten niederen Tätigkeiten? Die, die kaum jemand machen will? Und wie zufrieden sind Menschen mit dem, was sie tun? Oft notgedrungen, um überhaupt eine Arbeit zu haben? Und was ist schließlich mit den Menschen, die ganz durch das Netz hindurchfallen? Schon lange keine Arbeit haben?

Dabei ist Arbeit nicht einfach nur eine Frage des Geldverdienens. Das zeigt auch die Diskussion um die Jugendarbeitslosigkeit in der EU. Das ist schlichtweg eine Frage der Würde. Ohne Arbeit ist man schnell draußen. Kann am Leben der Gesellschaft an zentralen Stellen nicht mehr teilnehmen.

Aber es ist für mich noch eine andere Dimension, die mir das Stück nahe gebracht hat. Es geht darum, wie sich dieses dörfliche System auf das Zusammenleben insgesamt auswirkt. So z.B. auf den Umgang mit Fremden. Vor einigen Wochen hatten wir eine Pfarrkonferenz zum Thema „Flüchtlinge“. Was für ein Schlagwort das ist, wurde mir auf dieser Pfarrkonferenz neu klar. Der Referent machte deutlich, dass hinter all den Menschen, die wir als Fremde, Flüchtlinge oder Migranten oder, schon leicht tendenziös, als Asylanten zusammenfassen, Einzelschicksale stehen. Mit einer sehr persönlichen und konkreten Lebens- und Leidensgeschichte. Keiner kommt aus reinem Spaß nach Deutschland. Nimmt die Gefahren einer Flucht, organisiert durch zwielichtige Schlepperbanden, unter Lebensgefahr auf sich. Und viele – die allermeisten – wollen hier arbeiten. Um etwas zum eigenen Lebensunterhalt beizutragen. Aber – sie dürfen oft nicht. Die behördlichen und gesetzlichen Regelungen verbieten es. Wenn man es einmal erklärt bekommt und Einblick in die Wirklichkeit von Migrantinnen und Migranten gewinnt. In ihren Kampf mit der deutschen Bürokratie. Dann fällt einem der Irrsinn dieses Systems auf. Diese Menschen können schon allein deswegen hier kaum ankommen! Wobei die bürokratische Hürde nur ein Hindernis ist...

So sind wir auch darin mitten auf der Bühne. Oder anders: Die Bühne ist mitten unter uns. Weil das Leben die Bühne ist.

V. Sehnsucht nach sich selbst

Landvermesser K. führt da stellvertretend einen Kampf. Er will nicht mehr, als angesehen und respektiert werden für das, wofür er herbestellt wurde. „Ich will doch nur, dass man mich ernst nimmt!“ sagt er an einer Stelle. Und das kleine Wörtchen „nur“ zeigt seine Not an.

Er aber führt einen aussichtslosen Kampf. Prallt überall ab. Weil die Türen verschlossen sind. Die Türen der Häuser. Erst Recht des Schlosses. Und vor allem: Die Herzen der Menschen. Ver-Schlossen... Der Begriff bekommt in diesem Zusammenhang noch einmal eine ganz neue Bedeutung.

Daran ändert auch die kurze Liebelei mit Frieda nichts. In einer Szene lassen K. und Frieda eine große Leuchte hin- und herschwingen, die vom Bühnenhimmel herabhängt. Dieses

zärtliche Liebeswerben ließ mich als Betrachter ja für einen Moment regelrecht aufatmen. Endlich mal etwas anderes als nur Misstrauen. Ablehnung. Und zwanghaftes Verhalten.

Aber schon bald zeigte sich, dass auch diese Beziehung nicht das hielt, was K. sich von ihr erhofft hat. Und ich vielleicht mit ihm...

Ein Ankommen. Einerseits im Dorf. Weil er als Fremder dann ein „Bleiberecht“ bekommen hätte. Sein Status hätte sich verändert. Andererseits aber auch ein Ankommen im Leben. Vielleicht durch die Gründung einer Familie.

Doch Frieda lehnt ihn kurze Zeit später schon wieder brüsk ab. Weil er sich „mit den falschen Menschen“ eingelassen hat, wie sie sagt. Mit der Familie von Barnabas. Die im Dorf geächtet ist, ausgerechnet weil sie es wagte, sich den Beamten und damit dem Schloss zu widersetzen. Frieda geht eine Beziehung mit einem der beiden, von K. verhassten „Begleiter“ ein, die ihm „das Schloss“ zur Seite gestellt hat, Jeremias. Und stellt ihn damit noch mehr bloß.

Und K. leidet immer mehr. Er ist längst Teil des Systems geworden. Das ist sein Dilemma.

Für mich zeigt sich hier letztlich die Suche des Menschen nach sich selbst. Nach einem freien, entfalteten Leben. Nach Autonomie. Nach Selbstgewissheit. Und guter Wertigkeit.

Die Systeme, die einen gefangen halten, sind dabei ja nicht selten auch die inneren Systeme und Wertigkeiten, die jeder von uns in sich trägt.

Und es ist ja nicht nur K. Die Dorfbewohner erliegen ja ebenso einem schwer zu ertragenden Schicksal. Glück sieht doch anders aus. Gelungene Gemeinschaft auch. Die Liebesdienste der Dorffrauen an den Beamten des Schlosses sind bizarrer und erschreckender Ausdruck davon, wie menschenverachtend das System eigentlich ist. Lethargisch und unhinterfragt ertragen sie sie. Nur die Barnabasfamilie wagt es, sich zu widersetzen. Auch die Dorfbewohner sind fremdbestimmt.

Ich weiß nicht, wie es Ihnen ging: Ich hatte des Öfteren den Impuls, K. zu sagen: „Hau doch da ab! Du bist doch ein freier Mensch. Mach dich nicht von diesen Leuten abhängig. Von dem, was sie über dich denken und dir einreden wollen!“ Ja. Aber solche Ratschläge sind aus dem Publikum auf die Bühne geworfen. Das ist aus der Distanz gesagt. Und ignoriert die innere Not von K.

Aber mein Unwohlsein zeigt mir gleichwohl: Ich bin nicht auf Distanz zu der Geschichte. Mindestens ein Teil von mir ist mit auf der Bühne. In der Suche nach sich selbst... Und da ist es schwer, einen Weg zu finden.

VI. Jesus betritt die Bühne...

Dass diese Geschichte eine grundsätzliche Lebensgeschichte ist, wie sie immer wieder ereignet, zeigt auch die Geschichte von Zachäus, die wir gerade in der Lesung gehört haben.

Da ist der Zöllner Z. ... Mit sich selbst beschäftigt. Irgendwie gefangen. In inneren Strukturen. In seinen Zwängen und Begrenzungen.

Sein Blick, wie er die Menschen sieht, ist bestimmt von seinen inneren Bildern. Als jemand, der in den Toren der Stadt Zölle für den Handel erhebt, ist er sowieso nicht beliebt. Zusätzlich hat er wohl auch noch Wucherzinsen verlangt. Viele Zöllner nutzten ihre Position aus, indem sie sich an den anderen bereicherten. Entsprechend schlecht ist sein Ansehen. Er ist ausgeschlossen aus der Gemeinschaft. Die wiederum ihre eigenen Regeln hat. Und auch Begrenzungen.

Zachäus hat gehört, dass Jesus in der Stadt ist. Er will ihn sehen. Er will dabei sein. Er hofft sich vielleicht irgendetwas. Was, weiß er wahrscheinlich auch nicht so genau. Doch Zachäus stößt schon von der Körpergröße her an Grenzen: Er ist zu klein... Er versucht gar nicht, sich zwischen die anderen zu stellen oder sogar einen Platz in der ersten Reihe zu erlangen. Man würde ihn nicht lassen... So steigt er auf einen Baum.

So weit ist alles systemimmanent. Das System funktioniert. Jede und jeder hat seine Rolle. Wir sind mitten im Dorf unterm Schlossberg.

Da betritt Jesus die Bühne. Er betritt sie nicht über den Bühneneingang. Sondern aus dem Leben heraus.

Jesus zeichnet sich gerade dadurch aus, dass er sich um konventionelle Grenzen oft nichts schert. In jedem Fall nicht um solche Grenzen, die lebensfeindlich sind. Egal, ob innere oder äußere Grenzen. Er kommt aus dem Leben und geht mitten ins Leben. Es geschieht das Unerwartete: Jesus sieht Zachäus. Er schaut zu ihm, dem kleinen Mann auf dem Baum, auf. „Zachäus, steig eilend herunter; denn ich muss heute in deinem Haus einkehren.“

Jesus spricht ihn mit Namen an. Sein Beruf ist völlig egal. Damit bricht Jesus das System auf. Er gibt Zachäus ein Ansehen und holt ihn aus der Anonymität. Nicht die graue Masse ist es, die ihn interessiert. Jesus interessiert der Einzelne. Und zwar der Einzelne in seiner Schwachheit. In seiner Begrenztheit. Der Einzelne, der – wie es bei Paulus heißt – von Gottes

Geist eine ganz konkrete, individuelle Gabe geschenkt bekommen hat, ein „Charisma“. Das macht ihn unverwechselbar. Einzigartig.

Jesu Verhalten ist unerhört. Sofort erhebt sich Protest im Volk. Unverständnis.

Wir sind immer noch mitten im Dorf. Unterm Schlossberg.

Aber von nun an verändert sich alles...

VII. Ein Schlüssel, der Schlösser aufschließt...

Dieses Sehen Jesu ist ja weit mehr, als ein bloßes Sehen mit den Augen. Sein Sprechen ist mehr als das Sagen von Worten. Er nimmt Zachäus wahr. Und erkennt von vornherein mehr, als alle anderen sehen. „Ein Mensch sieht, was vor Augen ist. Gott aber sieht das Herz an.“ (1 Sam 16,7) Jesus sieht anders, weil er das Evangelium verinnerlicht hat, verkörpert. Und es so weiter gibt. Nicht nur mit Worten. Sondern mit Taten. Mit seinem ganzen Leben. So auch mit einem Blick. Mit einem Ansehen.

Und Zachäus spürt sofort: Dieser ist anders! Hier habe ich eine Chance. Er öffnet sich. Lässt sich auf dieses „Wagnis Jesus“ ein.

Jesus teilt sein Leben. Er kehrt ein in sein Haus. Ins Haus des Geächteten. Und verändert damit dessen Leben. Und auch das Leben des protestierenden Volkes. Denn Zachäus verspricht Jesus aus Dankbarkeit, die Hälfte von seinem Besitz den Armen zu geben. Da, wo er betrogen hat, will er es wieder gut machen. Und vierfach zurück geben.

Auch hier ist nicht mehr die anonyme Masse. Sondern der Einzelne steht im Vordergrund. Ermöglicht allein durch die Zuwendung Jesu. Eine Zuwendung, die von Liebe geleitet ist. Und sich nicht von tradierten und etablierten Systemen begrenzen lässt. Weder in dem, was uns Menschen innerlich begrenzt. Noch in den Grenzen, die wir Menschen zwischen uns aufstellen. Jesus ist wie ein Schlüssel, der Schlösser aufschließt.... Und Chancen eröffnet...

In dieser Geschichte von Jesus und dem Zöllner Zachäus zeigt Gott seine Lebensabsicht mit uns Menschen. „Jesus aber sprach zu ihm: Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, denn auch er ist Abrahams Sohn. Denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“

Wie klingt dieser Satz wohl in der Mitte des Dorfplatzes unter dem Schlossberg?

Hinter diesen Worten verbirgt sich die ganze Suchbewegung Gottes, nach dem Menschen: Suchen und selig machen, was verloren ist.

Deshalb bin ich dankbar für gerade diese Aufführung und Interpretation von „Das Schloss“. Wortlos. Leiblich. Gefühlt. Gelebt. In der Graben zwischen Publikum und Bühne von vornherein überwunden wurde.

Es geht um das Leben. Um mein Leben. In dem ich gesehen bin von Jesus. Der nicht in der Distanz bleibt. Sondern mich einlädt, das Evangelium zu leben. Und mir hilft, das auch zu tun! Im Vertrauen auf Gott. Nicht nur mit Worten. Sondern mit Haut und Haaren. Als Weg ins Leben.

Darin kann auch ich für andere zum Schlüssel werden kann, der Schlösser aufschließt. Die Schlösser von Systemen und Herzen.

Kafkas Roman ist unvollendet. Versperrt sich einer letztgültigen Interpretation. So wie meine, wie unsere Lebensgeschichte. Sie versperret sich einer letztgültigen Interpretation. Gott sei Dank ist sie offen. Und ist genau darin offen für das, was Gott für uns bereit hält.